



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

N e u e R o m a n e.

Ein großer Theil unserer belletristischen Literatur wird gegenwärtig von Damen besorgt und zwar zum Theil von adeligen. Die Frauen werden ihr eignes Herz wohl besser kennen, als man es von den Männern zu erwarten berechtigt ist, und so kann es für die Verbreitung psychologischer Kenntnisse nur von Nutzen sein, wenn von zwei verschiedenen Seiten in den Schacht der Seele ein Bergwerk angelegt wird. Man hat wohl ein gewisses Vorurtheil gegen die schönen Blaustrümpfe, man findet es noch immer unweiblich, über das eigne Herz und dessen wechselnde Stimmungen sich vor aller Welt auszulassen, den Busen aufzutnäpfen vor einem verehrlichen Publikum. Diese Brüderie wird aber in unserer Zeit, wo man sich allmählig daran gewöhnt, auch das Geheime an's Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, wohl aufhören, und man wird es den schönen Händen Dank wissen, wenn sie ihrerseits das Werk der Freiheit und Gleichheit fördern, sollten sie auch bei der Gelegenheit ihre Finger mit Dinte beflecken.

Hier liegt uns eine ganze Reihe von Frauenromanen vor, und zwar zum größern Theile aus der Mitte der deutschen Aristokratie. Als die Gefeiertste unter Deutschlands Dichterinnen begrüßen wir zunächst die Verfasserin des 1. Werks, die Gräfin Hahn-Hahn.

1. Lewin. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. 2 Bde. Berlin, 1848. A. Duncker.

Selten ist einem Dichter oder einer Dichterin von den Journalisten so arg mitgespielt worden, als unserer guten Gräfin. Man machte es ihr zum Vorwurf, daß sie sich nur mit der „guten Gesellschaft“ beschäftige, und für das Volk kein Herz habe, daß sie kein reines Deutsch schreibe, sondern selbst in Augenblicken der Leidenschaft oder einer sonstigen Erregung mit französischen Salonphrasen um sich werfe, endlich daß sie keine andern Charaktere zu zeichnen verstehe, als Mischungen aus Sentimentalität und Blasphemie. Den Inhalt dieser Vorwürfe kann man zugeben, ohne in die Vorwürfe einzustimmen, denn der Dichter, und vor allem der Romandichter kann doch nichts anders geben, als seine eigne Welt. Die Gräfin kennt keine andere Gesellschaft als die „gute,“ sie hört in derselben keine andere Sprache, als jenes Gemisch aus allen Zonen, sie lernt in ihr keine andern Wesen kennen, als diese halb Blasphemen: — was soll sie uns denn anderes geben! Im Gegentheil müssen wir Demokraten ihr eigentlich verpflichtet sein, denn es würde uns wahrlich schwer fallen, die Aristokratie mit einer solchen Bitterkeit und zugleich Sachkenntnis anzugreifen, als es hier ein Mitglied derselben thut, wenigstens würde man uns keinen Glauben schenken. Auch die Nachwelt wird diese Werke noch lesen, denn da es höchst unwahrscheinlich ist, daß diese Menschenklasse

durch Aeonen in der alten Weise fortbestehen wird, so muß man sie dann aus den Quellen studiren, wie man jetzt in verhärteten Erdartern den Abdrücken der antediluvianischen Bestien nachspürt.

Es ist nicht gut, daß die Journale dies verkannt, daß sie die Gräfin durch Widerspruch gereizt und aus ihrer Naivetät getrieben haben. Denn es war in jenen Schilderungen allerdings Natur, wenn auch keine schöne, und durch jene Fehden ist etwas Reflectirtes hineingekommen, das die Klarheit des Gemäldes trübt. Die Gräfin müht sich in jedem neuen Roman auf's Neue ab, den Unterschied von Bornehm und Gemein deutlich zu machen, jeder neue Roman ist eine Philippica gegen die Demokraten, eine Apologie gegen die Angriffe übelgesinnter Kritiker. Das ist zu bedauern; nicht als ob wir es uns nicht zur Ehre rechneten, eine „hohe Frau“ wenigstens zu Aeußerungen des Zorns zu inspiriren; aber wir würden uns gern dieser Ehre begeben, wenn wir dadurch die Unbefangenheit und Objectivität jener Schilderungen aus der unnahbaren Welt der Olympier wiederherstellen könnten.

Es ist übrigens auffallend, daß bei aller Neigung für die noblen Passionen im Durchschnitt der Soldatenstand so wenig von der Gräfin hervorgehoben wird. Die Söhne des Himmels treten in der irdischen Erscheinung von Studenten, Referendarien, Assessoren u. s. w. auf. Guter Himmel! wie wenig ahnten wir Jupiter unter dem Strohhahe. Auf dem Gynnasium haben wir uns mit den Götterkindern geprügelt, nachher gingen wir mit ihnen auf die Mensur, und die Klinge kannte einen Unterschied in der Geburt ebensowenig als das Examen, in welchem auch die Männer aus dem alten Geschlecht des Odin zuweilen durchfielen. Wenn später unser Chefpräsident auch ein Edelmann ist, so sehen wir in ihm nur den Chefpräsidenten, nicht den Edelmann. Es ist mit der Aristokratie in den bureaukratischen Preußen und den übrigen Norddeutschen Ländern, die sich mehr oder weniger seinem System anschließen, eine mißliche Sache; der Beamte gilt doch einmal das Meiste und selbst die vornehmen Landedelleute streben nach der Ehre des Dienstes, und der Altstaub überzieht die goldnen Flügel des himmelerzeugten Schmetterlings so stark, daß er sich von der bürgerlichen Motte im Aeußern wenig unterscheidet.

Aber es ist dies auch eine List unserer Gräfin, es ist Ironie. Seht hier, ruft sie den mit dem Beamtenthum überpelzten Aristokraten zu, entartete Söhne der alten Raubritter! seht hier euer Bildniß! Die ganze Männerwelt, bis zum Grafen herauf, hat sich an den Böbel verkauft; die eigentliche Aristokratie lebt nur noch im Salon; nur die Frauen sind wahrhaft vornehm.

Diese Idee ist der schadenfrohe Mephisto in Ida's Weltanschauung; dieser tückische Kobold, der selbst Leute von Geburt verleitet hat, sie mit George Sand zu vergleichen. Die Emancipation des Weibes ist das gemeinsame Streben der beiden Dichterinnen, aber in einem andern Sinne, als bei den radicalen Propheten unserer Tage: diese wollen das Weib in die Männerwelt einführen, ihr gleiche Rechte geben auf der Volksversammlung, auf dem Catheder und der Kanzel; sie wollen das mulier taceat in ecclesia aufheben; sie wollen auch den geschlechtlichen Verhältnissen zwischen Mann und Weib diesen Stempel der Freiheit und Gleichheit aufprägen, der alle ihre Bestrebungen charakterisirt. Sie wollen mit einem Wort das specifisch Weibliche aufheben, so weit es nämlich nicht der Natur sondern der Convenienz angehört.

Die Emancipation, welche die Gräfin predigt, ist anderer Natur. Einerseits ist sie exclusiv; sie bezieht sich nur auf schöne Seelen und Edelfrauen; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben

es nicht. Sodann geht sie nach der umgekehrten Richtung; sie will nicht die Weiblichkeit aufheben, sondern alle Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunst nach dem Divan einer schönen Seele wie nach einem Focus hinleiten. Die Politik soll im Salon verhandelt werden, sie soll geistreich sein; die Poesie und Wissenschaft soll als das höchste Ziel ihres Ehrgeizes den Strickbeutel eines holden Weibes im Auge halten. Beides wie zu den Zeiten der Pompadour.

Dann wird das goldene Zeitalter zurückkehren, wenn die Empfindungen, Launen und Stimmungen eines hysterischen genialen Weibes die Welt regieren, wenn die Philosophie und die Kunst als ihre einzige Aufgabe betrachten, dieses holde Räthsel zu lösen oder lieber ahnend daran herum zu tasten. Die Elasticität der Charaktere, die ihre Ideale sind, überschreitet alle Grenzen des Natürlichen und Schönen.

„Was Männer nicht vermochten, hat ein Weib gethan.“ Die Journalisten konnten Germaniens Corinna nur im Einzelnen recensiren und ärgern; es war einer Schriftstellerin vorbehalten, die verschiedenen Fasern ihrer Empfindungen und Reflexionen zu einem anmuthigen Bilde, zu einer Totalität zu krystallisiren. Der weibliche Diogenes, der den Rechten sucht, und ihn nie finden kann, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und doch unbedingte Abhängigkeit von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes, wurde von Iduna in Lebensgröße abgebildet, und kann nun in jedem Kupferstichladen besehen werden.

Es ist offenbar unter dem Einfluß der Mißstimmung, die ein so schonungsloser Angriff in dem Herzen der Gräfin hervorrufen mußte, daß der Levin geschrieben ist. Die Philippica gegen den Liberalismus und namentlich gegen die Journalisten wird immer bitterer. Als Repräsentant derselben — und er wird noch ausdrücklich als der beste unter ihnen bezeichnet — tritt ein Mensch auf, der zuerst durch hohe, schwindelnde Worte sich selbst heraufsch, dann es Andern vormacht; der neidisch auf jedes emporgerichtete Haupt blickt, auf jeden Kranz, der die Stirn eines Dichters oder eines Edelmannes umwindet; der zu Gunsten seiner Sache gleich den Jesuiten lügt, verleumdet, und der damit endigt, das Manuscript eines großen Dichters der entgegengesetzten Partei zu stehlen und es zu vernichten. Auch fehlt es nicht an sonstigen Ausfällen gegen die Klatschsucht der liberalen Escamoteurs.

Dennoch ist der wohlthätige Einfluß der Kritik in Einem Punkt wenigstens nicht zu verkennen. Die Gräfin fängt an, ein ziemlich reines Deutsch zu schreiben; sie copirt nicht mehr die Berge, sondern sie geht an ihnen vorüber, ihre Helden foudroyiren nicht mehr mit ihren Blicken, sondern sie machen davon irgend einen beliebigen andern Gebrauch.

Der Held der Novelle ist ein männliches Gegenbild zur Gräfin Faustine; wenigstens darin, daß man den Gang seiner Empfindungen, Reflexionen, Handlungen, ebensowenig berechnen, ihn ebensowenig motiviren kann. Er könnte in jedem Augenblick das Entgegengesetzte von dem thun, was er thut, und würde dadurch Niemand in Verwundrung setzen. Er ist ein Dichter, der kraft der Laune, die er rühmlich schlägt, und um der magnifiques Gefühle willen, die seine Brust zu den Productionen, die Europa entzücken sollen, bedarf, die gewöhnlichen Rücksichten der Sittlichkeit hintansetzt. Daß er Graf ist, versteht sich von selbst. Er war in der Jugend eine blöde Natur, und konnte auch schon in ziemlich reifem Alter das Rechnen nicht begreifen, darum wurde er von seinen Anverwandten als Dummkopf hintangesetzt, nur eine sehr brave, aber ziemlich häßliche Cousine, ein Paar Jahre älter als er, nahm sich seiner an, brachte ihm die ersten Rudimente bei, und löste die Schwingen seines Genius durch

eine große Reise, die er auf ihre Kosten unternahm. Zum Dank dafür heirathet er sie nach seiner Rückkehr, schreibt einige classische Werke, z. B. das südliche Kreuz, aber in der Einsamkeit des Landlebens verzehrt ihn eine unruhige Sehnsucht, er macht wieder eine Reise, lernt auf derselben das Urbild einer von ihm schon früher angebeteten Madonna von Murillo, die Tochter der uns aus einem frühern Roman bekannten Clelia Conti kennen, verliebt sich in sie, verschweigt ihr den Grafen und Ehemann, und tritt nur als Dichter und Liebhaber auf, findet Gegenliebe, und will seine Gemahlin zur Scheidung veranlassen. Nun erfolgt der sittliche Conflict der Wahlverwandtschaften, bis das Kind, das aus seiner Ehe hervorgegangen war, dem Kinde Eduards und Charlottens nachstirbt; so kann denn Josselinde, jene ehrenwerthe aber häßliche Ehefrau, nicht umhin, dem Beispiel Charlottens zu folgen; sie willigt in die Scheidung, aber da es zu spät ist. Clelia's Tochter hat schon dem Leben entsagt, und ist in ein Kloster gegangen; ein ehemaliger Liebhaber jagt dem lächerlichen Poeten eine Kugel in's Gehirn; dieser stirbt nicht daran, sondern wird wahnsinnig, und so bleibt denn der tugendhaften Josselinde die Gattenpflicht, sie denkt nicht mehr an Scheidung, sondern pflegt ihren hülflosen Gemahl bis an sein Lebensende.

Die beiden Hauptfrauen sind die besten Figuren des Romans; Josselinde ein braves, verständiges Weib mit nur gelindem aristokratischem Anflug. Die Tochter Clelia's eine Fleisch gewordene Madonna, eine Sensitive, die vor jedem unsittlichen Hauch ihre Blätter zusammen schließt, oder was man sonst für Bilder gebrauchen will. Die vornehme Welt, die sonst um die Helden gruppiert ist, und die, wie alle Schilderungen der Verfasserin aus dem ihr bekannten Kreise das Gepräge wenigstens einer relativen Wahrheit an der Stirn trägt, ist nicht eben geeignet, eine Begeisterung für diese privilegierte Menschenklasse zu erregen. Herzlosigkeit, raffinirter Egoismus, gegenseitiger Neid, — Erscheinungen, die freilich unter allen Bildungsformen vorkommen, die aber viel widerlicher sind, wenn sie von einer äußerlichen Aesthetik überstrichen werden.

Man mag nun im Uebrigen gegen die Gräfin einwenden was man will — in der Schilderung und Entwicklung jener psychischen Anomalien, die das raffinirte Seelenleben der vornehmen Frauenwelt charakterisiren, übertrifft sie alle ihre Nebenbuhler, theilweise selbst die französischen Romantiker, und wenn man durch ihre Schriften nicht immer erfreut, auch nicht einmal immer unterhalten wird, so kann man doch stets aus ihnen etwas lernen.

2. Die Tochter des Pietisten. Von Henriette Hanke. 2 Bd. Hannover, 1847. Hahn.

Hier haben wir es mit einer zahlreihen, übrigens recht betriebsamen Schriftstellerin zu thun. „Die Tochter des Pietisten“ macht Band 98 — 100 ihrer sämtlichen Schriften aus. Der Pietismus ist hier von seiner guten Seite dargestellt, als die tiefgefühlte Frömmigkeit eines wackern, ehrenfesten Herzens, das seinem Gott treu bleiben will, wie man seiner Fahne, seinem Könige, seinem Volke u. s. w. treu bleibt. Der Vater der Heldin ist nämlich ebenso wie später ihr Ehemann, ein Officier, und das militärische Leben nimmt dem Pietismus die widerliche Süßigkeit und Weichheit, in die er sonst gar zu leicht verfällt. Die Erzählung geht anspruchslos und einfach fort, sie ist von der modernen, jungdeutschen Phraseologie noch nicht inficirt, und schmeckt etwas nach der Restaurationsperiode; die Tugend siegt, das Laster wird bestraft. Doch ist der Roman nicht ohne rührende Züge, und zeigt von einer redlichen Gesinnung und einem schlichten aber richtigen Verstand.

3. Zwei Jesuiten. Von Caroline v. Neger. 3 Bd. Berlin, 1848. F. Schneider.

Hier sehen wir im Gegentheil die outrirte Religiosität, oder den Schein des religiösen Wesens in seiner ganzen Nachlosigkeit. Es sind absichtlich die düstersten Farben gewählt, um das Abscheuliche einer Weltanschauung darzustellen, die, um den Himmel zu einem reinen Ideal zu machen, die Erde in ein Jammerthal oder in ein Irrenhaus verwandelt. Zwei Menschen treten hier als Repräsentanten ihrer Kirchen auf, ein protestantischer Minister, der durch Begünstigung der pietistischen Richtung seinen Einfluß bei Hofe sichert und seine Geldspeculationen überdeckt, und ein Jesuit, der vor jenem gemeinen Bösewicht wenigstens den äußerlichen Anstand voraus hat. Ihr Opfer ist ein liebliches Mädchen, deren Vermögen es gilt. Auf dem Wege zu ihrem Zweck begehen beide die gräßlichsten Unthaten, und es wirkt vielleicht nachtheilig auf das Interesse der Erzählung, daß schon von Anfang an eine solche Masse von Greueln sich zusammendrängt, daß man alle Augenblicke den Muth verliert, weiter zu lesen. Es ist im Criminalcodez kein Verbrechen verzeichnet, das hier nicht seinen Platz gefunden hätte. Und zwar bleibt das Verbrechen, die vollendete Nichtswürdigkeit siegreich, das Gute und Edle geht zu Grunde. Uebrigens ist die Darstellung wahr, wenn auch die Farben zu grell aufgetragen sind; der protestantische Pietismus ist in seiner Erscheinung noch viel widerlicher als der Jesuitismus. Aber die empirische Wahrheit ist nicht die poetische. Das Interesse an Eugen Sue's und ähnlichen Schandergemälden kommt nicht aus der moralischen Gesinnung und dem Haß gegen das Schlechte, sondern aus dem geheimen Kitzel, den das Grauenhafte erregt. Durchaus widerwärtige, nichtswürdige Figuren können nur durch den Humor eines Dickens erträglich gemacht werden.

4. Robert. Von Caroline v. Göhren. 2 Bd. Stuttgart, 1847. Fallberger.

Ein lebendiges, ansprechendes Seelengemälde! Ein junger, liebenswürdiger Bon vivant mit gutem Herzen aber schlechten Grundsätzen, der in den sittlichen Verhältnissen des Lebens nur den Spielraum seines Vergnügens sucht, macht dadurch viele Menschen unglücklich, und wird endlich, nachdem er durch einen ersten Schmerz geläutert und gestählt ist, durch die Nemesis, die Folge seiner Jugendsünden ereilt. Das erste Mädchen, das er liebt, weist sich als seine Tochter aus. Dieses Schicksal ist etwas verbraucht, und man sollte allmählig auf ein anderes sinnen. Das Entsetzen über geistige Blutschande hat etwas Unreines, weil es aus einer übersteigerten Reflexion entspringt. Im Uebrigen aber sind die Charaktere scharf und anmuthig gezeichnet, es kommen keine abstracten Bühnenhelden vor, keine verschwimmende Sentimentalität, auch in den Irrgängen des Lasters ist ein gewisser Humor, und auch in der tollsten Lächerlichkeit bleibt immer etwas Positives. Die Verfasserin hat ihr Gemälde durch Localfarben zu heben gesucht. Dresden, Berlin und andere Städte werden beiläufig charakterisirt, doch ist das nicht der gelungenste Theil des Romans. Die Verfasserin verräth eine große Befähigung, und wird noch bedeutender wirken, wenn sie ihr Interesse mehr concentriren wird.

S.

II.

Tebaldi, die Geldangelegenheiten Oesterreichs *).

Aus Wien.

Vierzehn Kapitel und ein Schlußwort über Oesterreichs finanzielle Lage. Es ist dies nicht zu viel über eine Frage, von deren Lösung so Vieles abhängt.

*) Die Geldangelegenheiten Oesterreichs. Von Abrecht Tebaldi, 1847.
1848. 1. Bd.

Doppelt interessant ist eine Besprechung der österreichischen Finanzverhältnisse gerade jetzt, da Oesterreichs schlagfertiges Heer jeden Augenblick bereit ist, in Italien zu interveniren. Eine kurze Analyse dieser Schrift darf daher in Ihren Blättern nicht fehlen. Auf eine Kritik derselben können wir uns nicht einlassen. —

Nicht zu leugnen ist, daß in den letzten zwei Jahren eine bedeutende Abnahme der regelmäßigen Steuereinkünfte sich zeigte und daß die Regierung unverhältnißmäßige Auslagen zu bestreiten hat. Nach allen Richtungen hin wird eine gewisse ängstliche Thätigkeit der Regierung bemerkbar, welche aus der Besorgniß entspringen mag, daß sie doch in vielen Beziehungen etwas zu spät kommen wird. Sehen wir in diesen Anstrengungen nur die Krämpfe eines zerrütteten Organismus oder die Krisis, in welcher die unverdorbenen Säfte sich prävalirend ausscheiden werden?

Die verzinsliche Staatsschuld und die Papiere der Nationalbank hängen sich zu schwer an das österreichische Staatsschiff und werden es sinken machen. Herr Tebaldi betrachtet in der That die verzinsliche Staatsschuld als Ballast und rath zur Rettung Oesterreichs denselben sobald als möglich über Bord zu werfen. Von den Römern, nach dem ersten punischen Kriege bis auf unsere Zeit, wurden große fundirte Schulden nur durch Bankrotte ausgeglichen. Den Finanzpatenten der Jahre 1810 und 1811 war nicht mehr auszuweichen, ihre Nothwendigkeit lag schon in den Finanzoperationen der letzten 15 Jahre, aber der günstige Augenblick, das strandende Schiff wieder flott zu machen, war das Jahr 1815.

Oesterreichs Staatsschuld betrug im Jahre 1815 1350 Mill. Fl. verzinsliche Schuld und 678,715,925 Fl. Papiergeld. Die Herabsetzung der Rente durch das Patent vom Jahre 1811 und die Berechnung des Kapitals nach dem Coursverthe brachten die verzinsliche Staatsschuld auf die Summe von 278,400,000 Fl. W. W. oder 74 Mill. C.-M., so daß mit Zuziehung der Anleihe vom 29. März 1815, welche einen Coursverth von nur 6 Mill. C.-M. hatte, die verzinsliche Staatsschuld Oesterreichs auf 80 Mill. C.-M. sich belief, zu 5 pCt. verzinslich.

Jene 112 Mill., welche Oesterreich von Frankreich und Italien als Entschädigung empfing, hätten also die österreichische Nationalschuld tilgen können. Jetzt, da Oesterreich auf die verzinsliche Staatsschuld jährlich 59,906,219 Fl. verwenden muß, und auch bei der günstigen Staatseinnahme von 160 Mill. ein jährliches Deficit von 20 Mill. sich ausweist, sieht H. Tebaldi nicht ab, wie ein Bankrott überhaupt nur für einige Zeit vermeidlich sei. —

Die österreichische Nationalbank, durch die Patente vom 1. Juni 1816 und 15. Juli 1817 in's Leben gerufen, hatte schon im Jahre 1823 zu viele Noten ausgegeben. Ihr Vermögen besteht aus

- | | |
|---|----------------------------|
| a) Staatspapieren mit einer Rente von 1,728,705 Fl. | |
| 37½ Kr., diese zu 5 pCt. capitalisirt, beträgt also | 34,584,112 Fl. 5 Kr. C.-M. |
| b) Aus einer Reservefond, von 235,557 Fl. 48 Kr. | |
| Rente. Also zu 5 pCt. capitalisirt. | 4,711,156 " — " " |
| c) Aus einer Forderung an die Regierung, unverzinslich und ohne genaue Bestimmung der Zurückzahlung | 98,707,050 " — " " |

Summa 138,002,318 Fl. 5 Kr. C.-M.

Aber die Summe der ausgegebenen Noten und den Baarvorrath kennen weder die Actionäre noch das Publikum. Sie kann nur annäherungsweise angegeben werden. In Oesterreich circuliren nämlich 729 Millionen C.-M., von denen 82 Millionen Metallgeld, 647 Millionen aber Papiergeld und Banknoten sind. Die österreichische Na-

tionalbank vermag im besten Falle nur 243,002,318 Fl. zu decken, also bleiben noch 404 Millionen Fl., welche durchaus nicht als Metallgeld effectuirt werden können. Und unter die Bedeckung jener 243,002,318 Fl. gehört noch die bedenkliche Schuld der Regierung von 98,707,050 Fl.

Der Bankrott der österreichischen Nationalbank, welcher erfolgen muß, sobald keine Intercession der Regierung für die Bank eintritt, wird also die Staatsschuld Oesterreichs um 404,000,000 Fl. und dann noch um 88,991,718 Fl. mit 4 pCt. als den Werth der 50,621 Bankactien vermehren.

Herr Tebaldi sieht darin immer noch mehr Heil für den Staat als in Finanzoperationen, welche die Katastrophe des Bruchs vielleicht auf zwei bis drei Jahre hinauschieben aber sie nicht abzuwenden vermögen. Der Schlag, der über kurz oder lang ja doch fallen muß, würde dadurch in seinen Wirkungen nur noch erschütternder.

Drei Kapitel widmet der Verfasser einer Geschichte der österreichischen Finanzoperationen. Er beginnt mit der Regierung Kaiser Karls VI., unter welchem Oesterreich 36 Millionen Fl. Einkünfte und 12 Millionen Schulden hatte, und schließt mit der Anleihe des Jahres 1847, die unter so üblen Bedingungen geschlossen wurde, daß mehrere Handlungshäuser eine wenig befriedigende Antwort in Bezug auf eine künftige Anleihe gaben, und zwei derselben der Meinung waren, die heutige Geldstellung könne nur noch kurze Zeit währen und zwar nur bei äußerster Sparsamkeit und fortdauernd friedlicher Politik.

Joseph II. hatte von 376 Millionen Fl. übernommener Staatsschulden 70 Millionen getilgt. Der englischen Subsidien, der bedeutenden Steuererhöhungen ungeachtet wurde Oesterreich durch die Jahre 1792 bis 1815 und 1818 auf den Punkt gebracht, auf welchem Herr Tebaldi die Zukunft des Staates vom Gelde abhängig sieht. Die Bewahrung des alten Principis der österreichischen Staatsmänner kam der Monarchie stets theuer zu stehen. Seit den Tagen Josefs II. bis zum 20. October 1815 war die Summe des Papiergeldes von 20 Millionen Fl. auf 1350 Millionen Fl. gestiegen, neben welcher noch 350 Millionen Fl. Kupfergeld coursirten. Während der Finanzverwaltung der Grafen Saurau, Zichy, O'Connell und Wallis waren die Bankzettel von dem Cours 103 (1799) bis auf den Cours von 819 gekommen.

Nun folgt eine Kritik des Verfassers über die Patente von 1810 und 1811. Das letzte war seiner Meinung nach leider nicht genug durchgreifend. Er leugnet das Recht des Staates, d. h. der Regierung, aus den Steuern der Unterthanen die einst verkürzten Staatsgläubiger zu entschädigen, eben so wie die Verbindlichkeit der heutigen Generation für alte contrahirte Schulden. Aus diesem Gesichtspunkte tadelt er die Verwendung der Entschädigungssummen, welche Oesterreich im Jahre 1815 empfing. Den Beamten, den Militärs, welche vom Jahre 1810 bis 1815 der größten Noth hingegeben waren, am meisten durch die Finanzpatente gelitten hatten, hätte die Regierung wenigstens zum Theil Ersatz leisten sollen, nicht aber den großen Capitalisten und Staatsgläubigern, denn diese bilden immer nur eine geringere Anzahl und der Verlust ihrer Capitale wirkt bei weitem nicht so zerstörend auf den Wohlstand eines Landes als die Vernichtung der kleinen Capitale, durch welche die Manufaktur und der größte Theil der Urproduction betrieben werden. Durch eine solche Maßregel werden in der That die untern Volksklassen ganz in die Hände der Reichen gegeben, verarmen immer mehr, und die Masse der Proletarier wächst in's Immense. Die Fragen, welche auf die Demoralisation und Verarmung des Volkes folgen, gelangen plötzlich unabweisbar an die Ohren kalkülirender Beamter.

Der Verfasser bespricht weiter alle ferneren Anleihen und ihre Modalitäten. Die Operationen des Tilgungsfonds erscheinen ihm so wenig zweckmäßig, daß er behauptet, derselbe könne nur die österreichische Geldkrisis um so eher herbeiführen, wenn er sein heutiges Tilgungsverfahren fortsetzt, bei dem er mehr Geld ausgibt als er in der That Schulden tilgt. Die Ausweise dieses Instituts über die getilgten Summen sind kaum mehr im Stande, den Laien zu blenden.

Nach dem versteckten Bankrotte im Jahre 1816 hatte Oesterreich 500,333,838 Fl. Papiergeld.

Da sich seit 1817 die wichtigsten finanziellen Maßregeln an die Bank knüpfen, so folgt im fünften Capital eine detaillirte Erwähnung der k. k. österreichischen Nationalbank und ihrer Operationen.

Obgleich Herr Tebaldi bei der Beurtheilung der jetzigen Finanzkrisis vorzüglich die Finanzverwaltung der zwei letzten Perioden Oesterreichs im Auge hat, so reflectirt er doch stets auf jene Institutionen, welche dem Verlaufe der großen Geldangelegenheit hätten eine bessere Wendung geben können und bespricht diejenigen, deren Modification er für das ungefährtete Bestehen der Monarchie für unerläßlich hält, besonders ausführlich. In der Bevorzugung des Adels, den mangelhaften Agrargesetzen, in der übermäßigen Besteuerung des Bauers, in der gewaltsam hervorgerufenen und parteiisch geschützten Industrie und in der wachsenden Uebersvölkerung sieht er die Ursachen, welche die zunehmende Verarmung des Landes und hiermit die gänzliche Zerrüttung der österreichischen Finanzen herbeiführen. Bemerkenswerth ist, daß im Jahre 1847 die österreichische Staatskanzlei die Unterbehörden aufforderte, sich zu erklären, ob Uebersvölkerung in großer Ausdehnung vorhanden sei. Eben so auffallend sind die Mittel, welche Herr Tebaldi angibt, um den Staat, falls er noch nicht Uebersvöllert ist eine verhältnißmäßige Bevölkerung zu sichern. Abschaffung der Paternitätsklage, große Findelhäuser, Emancipation des Fleisches und beschränktere Gestattung der Ehe.

Oesterreich mit seinen 98,432,870 Joch produktiver Oberfläche soll ein Agrikulturstaat sein. Aber die Agrikultur liegt darnieder und ungeachtet aller Versammlungen der Landwirthe hat die Bodenkultur keine Fortschritte gemacht, die erwähnenswerth wären, weil sie in keinem Verhältniß zu der protegirten Industrie oder der Bevölkerungszunahme stehen. Die österreichischen Erbfolgesetze, das Hypothekenwesen und die hohe Besteuerung sind die hauptsächlichsten Gründe der Verarmung des Bauers. In der That beträgt in Oesterreich (durchschnittlich gerechnet) die Verzinsung der auf Bauerngüter intabulirten Privatschuldigkeiten 14 pCt. von 100 Fl. Werth. — Die politische und civilrechtliche Gesetzgebung Oesterreichs kann nach des Herrn Tebaldi Ansicht nicht länger aufrecht erhalten werden, ohne die gänzliche Entkräftung der Monarchie herbeizuführen. Er untersucht Oesterreichs Gewerbswesen und dessen Besteuerung, seine Verbrauchssteuern und seine Zollgesetze, sein Tag- und Stempelgesetz, die ständischen Institutionen und ihre Verfassung, und findet ohne strenges Festhalten am Zustand, ohne eine modificirte Berechnung und Einhebung der Gewerbs- und Verbrauchssteuer, ohne die Creirung einer repräsentativen Verfassung oder die Herstellung einer unbegrenzten, durch keine Bureaucratie gehemmten Regentengewalt keine Garantien für eine Erkräftigung, welche in den Tagen der Entscheidung — und diese werden bald kommen — das Bestehen der Monarchie verbürgen könnten.

Die Herabsetzung und theilweise Aufhebung der Schutzzölle, der Anschluß an den Zollverein würden die Finanzen Oesterreichs verbessern und die 51 Mill., die Oester-

reich aus den Verbrauchssteuern und Monopolen zieht, nicht verringern. Die Einhebung des Zolls kostet ohnehin $7\frac{1}{10}$ Mill. Fl., von welchen das Heer von 22,000 Finanzwächtern $4\frac{9}{10}$ Mill. in Anspruch nimmt. Das neue Tag- und Stempelpatent, die neueste Modificirung des Briefporto, treffen wieder nur am härtesten den Armen, den kleinen Kapitalisten und den Bauer, der ohnedem 70 pCt. von 100 Fl. zu leisten hat, und begünstigen, wie die meisten Gesetze Oesterreichs, die 800,000 Adelligen und die Reichen.

Diese beständige Schonung und Bevorzugung der zwei genannten Bevölkerungsklassen bestimmen zumeist H. Tebeldi, die Nachtheile eines österreichischen Bankrotts als weniger erschütternd zu schildern, da dessen Folgen zum größten Theile die großen, herrschenden Geldmänner zu verdauen hätten, nicht aber der Stand der Urproducenten und die Urproduction, welche die Kraft des Landes nährt. Die Wunden, welche die Jahre 1810, 1811 und 1816 geschlagen, seien schnell vernarbt. Von einem deutschen und slavischen Bauerngute zahlt der Besitzer im Durchschnitt:

a) an Verzinsung intabulirter Privatschuldsigkeiten	14	pCt.
b) an Feudalabgaben	24	"
c) an die Kirche	6	"
d) an die Schule	$\frac{3}{4}$	"
e) an die Gemeinde	4	"
f) an Assuranceanstalten	$\frac{1}{2}$	"
g) an baaren Steuern	$13\frac{1}{5}$	"
h) an Naturalentrichtungen	$4\frac{1}{4}$	"
i) an ungesetzlichen Entrichtungen an die gutherrlichen Beamten	3	"

Summa $69\frac{3}{5}$ pCt.

Also bleiben dem Landmann 30 Fl. von 100 Fl. Ertrag.

Und von wem darf Oesterreich eine Reorganisation seiner Institute erwarten, welche theils veraltet, theils selbst in der Neuzeit, wie das Patent über die Robotablösung, mit Unkenntniß bearbeitet, von der Mehrzahl der Oesterreicher nicht mehr als Schutzmittel, sondern als Plagen betrachtet werden? — Nicht vom Adel, der nur seine Privilegien zu schützen sucht, nicht von der Beamtenkaste, die indolent das Geschick eines Staates erwartet und selbst vom einseitigen Patriotismus am entferntesten ist, nicht von den Kapitalisten und Geldmännern, denn ihre Heimath ist immer nur dort, wo das Geschäft mehr Procente abwirft. Herr Tebeldi zieht die Autokratie jeder zu der Zeit in Oesterreich bestehenden ständischen Verfassung vor und auf die Grundlage derselben weiter zu bauen, scheint ihm höchst bedenklich. Er bestreitet überhaupt das Recht der Stände, an der Gesetzgebung Antheil zu nehmen. Er bedauert die Aufhebung des Staatsraths unter Kaiser Franz I. und meint, derselbe hätte Oesterreich vor der Nationalbank, dem Papiergelde und den Eisenbahnen bewahrt.

Den bittersten Tadel erfährt der österreichische Adel und die Bureaucratie, besonders der deutsche und böhmische Adel, den er, trotz der letzten Vorgänge auf dem Landtage zu Prag, durchaus nicht für fähig hält, für zeitgemäße Reformen die Initiative zu ergreifen. Der Adel würde nie mit einer neuen Agrarverfassung, wie sie Herr Tebeldi projectirt, zufrieden sein und eben so wenig mit der von ihm vorgeschlagenen Weise der Frohnden- und Abgabenablösung.

Die Protection der Industrie in der heutigen Ausdehnung, erscheint dem Verfasser als der kürzeste Weg zur allgemeinen Verarmung, Demoralisation, zur physischen und geistigen Entkräftung der Nationen. Es ist auffallend, daß er in diesem Buche, wel-

ches von der einseitigen Begünstigung des Adels, von den Folgen der Fabrikation und der Gewerbefreiheit, vom österreichischen Steuerwesen so ausführlich handelt, eben so wenig der Eisenbahnen und ihrer Wirkungen erwähnt, als einer organisirten Auswanderung und einer systematischen Colonisation. Er sprach viel von Uebervölkerung und von Mitteln ihr abzuheffen — eines hat er vergessen, welches wahrlich am nächsten lag.

Wo der Verfasser von den Censurverhältnissen und der österreichischen Beamtenbespotie spricht, macht er die Bemerkung, daß sich bei der czechoslawischen Angelegenheit oft nur deshalb Männer von Geist betheiligen, weil sie sonst kaum eine Ansicht haben, sich eines ihrer Talente, ihrer Bildung entsprechenden Wirkungskreis zu vergewissern. Aber die Monarchie, sagt er, ist mit deutschen Blute gekittet.

Uebrigens glaube ich nicht, daß Herr Tebeli den nothwendigen Verfall der Finanzen eines Staates durch dessen Verfassung zu beweisen Willens war; das Bemühen, in einem concreten Falle gründlich die Mittel zur Aufhebung eines so schwankenden Verhältnisses wie das der österreichischen Finanzen, anzugeben, hat ihn vermocht, die österreichischen Einrichtungen nach Innen so weit zu verfolgen. E. H.

III.

Aus Lemberg.

Aufhebung der Liedertafel und des galizischen Musikvereins. — Mendelssohn = Feier. — Beabsichtigtes Conservatorium. — Theater.

Schon einer Ihrer Correspondenzartikel aus Lemberg brachte Ihren Lesern Kunde von dem Bestehen einer deutschen Liedertafel. Nun theile ich Ihnen mit, sie hat bestanden, unser Landes-Gouverneur hat ihr das Todesurtheil gesprochen. Der Beweggrund war folgender: Die Mitglieder der Liedertafel bestanden aus Beamten, Militärs und Künstlern der Elite der hier lebenden Deutschen. Ganz natürlich, daß eine Gesellschaft von Deutschen, durch die Ereignisse des vorigen Jahres ohnedies traurig belehrt, nur das deutsche Lied und deutsche Element pflegte und wahrte, um so mehr da dies von der abgetretenen Regierung zur Bedingung der Anstalt gemacht worden war und die Liedertafel der einzige Verein der Deutschen war. Diese Abgeschlossenheit, die übrigens in keinem schroffen Ausschließen der Polen sich kund gab, da mehrere sehr ehrenwerthe Polen Glieder des Vereins waren, erregte dennoch das Mißfallen unseres Gouverneurs, der darin Stoff zu Reibungen und Eifersüchteleien sah, und hat endlich die Aufhebung der Liedertafel zur Folge gehabt.

Die letzte öffentliche Handlung unserer Liedertafel war eine große Gedächtnisfeier zum Andenken Mendelssohn = Bartholby's. Zur Einleitung diente ein Gedicht von Adolph Böttger und ein Männerchor „Nach tritt der Tod den Menschen an“ von dem in unserer Mitte lebenden ausgezeichneten Clavierspieler und sehr talentvollen Componisten Kessler, der leider noch nicht so in der musikalischen Welt, als er es mit vollem Recht verdient, gekannt ist. Dann kamen von den Compositionen des Verewigten Chöre aus Elias, aus Paulus, Antigone, Arie und Recitativ aus Elias vorgetragen von Herrn Etl, Lieder ohne Worte für das Pianoforte gespielt mit vollendeter Meisterschaft von Herrn Kessler, ein Quartett für Streichinstrumente mit seltener Präcision und Zartheit vorgetragen von den Herren Zachimowski, Alberticz, Ehard und Bührenert, Lieder für Tenor vorgetragen von Herrn Ruff, Gründer und nun gewesener Director der Liedertafel. Herr Stroppel überraschte uns mit einem sehr sinnigen Gedicht auf den Verewigten.

Gleiches Schicksal mit der Liedertafel theilt der hier seit mehreren Jahren bestehende galizische Musikverein — dieser litt schon seit langem bei der Sorglosigkeit seines Directors, der Grobheit seines Ehrencurators und der Gehaltlosigkeit seiner Mitwirkenden, Saumseligkeit bei Proben und Aufführung, an der Abzehrung und wäre, wenn ihm der Nachspruch Sr. Erlaucht nicht zu Hülfe gekommen, nächstens selbst in das Reich der Todten gefallen.

Statt diesen beiden aufgehobenen Vereinen will Graf Stadion nun ein Musik-Conservatorium gründen, welches sich auf die Volksschulen erstrecken und so zur Bildung des hier zu Lande so verwahrlosten Volkes beitragen soll, doch dürfte leider der Mangel an den nöthigen Mitteln und die Theilnahmslosigkeit des Publikums diesem allerdings schönen, herrlichen Gedanken hemmend in Weg treten.

Zum Schluß muß ich auch unseres Theaters Erwähnung thun. Hier muß ich mit dem Eigenthümer und ökonomischen Director beginnen, dessen kleinlicher Geiz, dessen Verachtung gegen das Publikum an das Unglaubliche grenzt. Das Theaterrepertoir besteht nur aus alten Stücken, Novitäten bekommt man erst zu hören, wenn ihr Preis bereits so gesunken, daß sie umsonst zu bekommen sind, oder wenn eines der Mitglieder für sein Geld ein neues Stück zur Einnahme bringen läßt. Sänger und Schauspieler werden nur dann engagirt, wenn sie mit der geringsten Gage sich begnügen. Und so geht es in allen Zweigen der Deconomie. Da kann der technische Director mit dem besten Willen nur ohnmächtig zusehen. Das Einzige, was noch das Publikum, dessen Langmuthigkeit Bewunderung verdient, an dies Theater fesselt, ist die Oper, die von dem Tenor Erl und der ersten Sängerin Jenny Key, die jeder Hofbühne zur Ehre gereichen würden, gehalten wird. Erwähnt zu werden verdienen noch die Altistin Engst und der Baritonist Breuer, der aber in der Oper und im Schauspiel verwendet, nicht Zeit hat, alle Rollen gehörig zu lernen. Das Schauspiel ist unter Null.

IV.

Aus Berlin.

Berliner Corruptionen.

Der Freiberg'sche Proceß hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die ehemaligen Employé's des Ministeriums Rochow gelenkt, dieses Bollwerks der Legitimität und der absoluten Bureaukratie. In ältern Zeiten zeichnete sich der Preussische Staat eben so sehr durch den Schlendrian seines Beamtenwesens, als durch dessen Ordnung und Gewissenhaftigkeit aus. Herr v. Rochow — er war es, der den Elbingern empfahl, mit ihrem beschränkten Unterthanenverstand nicht über Staatsangelegenheiten urtheilen zu wollen — war der erste, der die „Genialität“ in die Polizei einführte. Er wurde zuletzt so genial, daß er sich auf seinem Posten nicht länger halten konnte, und da es zum Theil die kirchlich gesinnten Minister waren, denen man seinen Fall zuschrieb, so gab es Stimmen, die ihn als Opfer des Pietismus beklagten. Vielleicht erinnert sich noch mancher der Correspondenzartikel aus Berlin in der Deutschen Allgemeinen, die, von dem Standpunkt eines alten, erfahrenen Staatsmannes aus der Rochow'schen Zeit geschrieben, über das neue Regiment in Berlin den Kopf schüttelten, und die damals nicht verfehlten, selbst in Berlin einiges Aufsehn zu erregen. Es kam später heraus, daß Joel Jacobi der Verfasser sei, den man nicht gerade einen Staatsmann nennen konnte, der aber doch von Rochow zur Bekämpfung der Jacobiner sehr

wohl benutzt war, und der mit dem Fall des Ministers seine Anstellung verloren hatte. Er schlich eine Zeitlang, von den Liberalen verfolgt und in ziemlich dürftigen Umständen, in den Kneipen sechsten Ranges in Berlin herum, bis er seine gewandte Feder dem Liberalismus widmete, und bei der Tschek'schen Geschichte das seltsame Schicksal erlebte, als Majestätsbeleidiger eine Zeitlang in die Festung spazieren zu müssen. Es ist noch nicht lange her, daß er daraus zurückgekehrt ist. Ein anderer hochgestellter Mann, der in Roschow's Sinn die polizeiliche Allgewalt ein wenig über die Grenzen der Convenienz ausgedehnt hatte — es war eine höchst romantische Geschichte, über die es aber dermalen noch nicht rathsam ist, das Nähere zu besprechen — wurde in eine Art ehrenvolle Verbannung nach Mexico geschickt. — Eine sehr geheimnißvolle Figur spielte damals Herr Wedeke. Er war simpler Lieutenant bei der Artillerie in Danzig zu der Zeit der Choleraunruhen, als auf die unruhige Volksmasse Feuer gegeben war; er nahm den Vorwurf, dazu das Commando ertheilt zu haben, auf sich, verließ den Dienst und ging nach Berlin, wo er im Lauf eines halben Jahres mit dem Titel eines Geheimraths angestellt wurde, und — von Hause aus ganz unermögend — den größten Aufwand machte. Die Polnischen Gährungen gaben damals der Polizei viel zu thun, aber man sprach auch von einigen delicatesen Geschichten, in denen es sich um Geld handelte und was die vornehme Welt für Geld sich zu besorgen pflegt. Genug, man zog sich von dem übrigens sehr splendiden und industriösen Mann zurück; er baute sich ein Palais vor dem Anhalt'schen Thor, und legte eine Blutegelanstalt in der Nähe an. Darauf erscheint er plötzlich in der Türkei, als Preussischer Consul in Galacz. Auch eine Art von Verbannung, aber er wußte die Zeitungen auszubeuten, und die Welt wurde voll von den diplomatischen Handelsbeziehungen, die der umsichtige Staatsmann an der Donau und am schwarzen Meer einzuleiten wisse. Die Preussischen Consulate in der Türkei pflegen dem Staat sehr viel zu kosten. Eines schönen Morgens erschien der Geheimrath, von dem alle Welt behauptete, er sei aus Berlin auf immer verwiesen, wieder in seinem Blutegelpalais; er knüpfte wieder — obgleich scheinbar nicht mit viel Erfolg — Verbindungen mit hohen Personen an, gab brillante Dejeuners, obgleich nicht eben der glänzendsten Gesellschaft, und erschien plötzlich an der Spitze einer sehr weit aussehenden Donauschiffahrtsgesellschaft — im Verein mit dem Kaufmann Herr v. Winkler und dem Regierungsrath Fellechner, der im Auftrage des Prinzen Karl bekanntlich die Moskitoküste zwei Monate lang bereist, und eine Beschreibung davon angefertigt hatte, wonach dieses Land ein irdisches Paradies sein, und seinen Namen wie *lucus a non lucendo* davon erhalten sollte, daß keine Moskitos daselbst anzutreffen wären. Auch hatte er eine Grammatik der Moskitosprache hinzugefügt und trug damals einer hohen Person über Staats- und andere Angelegenheiten vor. Mit dieser Compagnie wurde es nicht viel, Herr Wedeke hielt sich nach wie vor in Berlin auf, stand aber immer isolirter. Nun ist er in die Untersuchung wegen Unterschleif, um deretwillen Freiberg, ein anderer Agent des Roschow'schen Ministeriums und Speculant im Großen, Schwiegersohn des berühmten Gers und Dirigent der Omnibus-Expedition, in Anspruch genommen wurde, mit hineinbezogen, und während sein Mitangeschuldigter sich auf eine ziemlich unterhaltende Weise dem sonst so festen Griff des Herrn Dunker zu entziehen wußte, selber verhaftet worden. In diesem Prozeß wird manches zur Sprache kommen, was auch auf frühere Epochen der preussischen Verwaltung ein neues Licht werfen muß.

Solche Angelegenheiten erregen scheinbar nur den Kitzel der Neugierde, wenn man aber genauer zusieht, so greifen sie doch tief nicht nur in die sittlichen Verhältnisse des

Landes, sondern auch in das Privatrecht ein. Der Berliner ist jetzt aufmerksamer und so zu sagen geduldiger im Combiniren der Thatfachen geworden. Die Oeffentlichkeit, die mehr und mehr in alle Verhältnisse eindringt, schärft seinen Sinn und übt sein Urtheil. In den Verhandlungen des Criminalgerichtes, die fortwährend mit großer Aufmerksamkeit verfolgt werden, erschließen sich ihm nicht nur die Mys-
 terien des Verbrechens, sondern auch des Rechtswesens. Ein neuer Beitrag zur Oeffentlichkeit sind die Sitzungen der Stadtverordneten, die von der Zeitungshalle mit Nennung der Namen und fast derselben Umständlichkeit, wie die des Landtages publicirt werden. Es zeigt sich darin, daß die Befürchtung, mancher brave Bürger und schlechte Redner würde sich dadurch in ein übles Licht stellen, unbegründet war; die Debatten werden mit Sachkenntniß und Verstand geführt. Es ist zu hoffen, daß auch der Ausschußsitzung von der Regierung dieselbe Oeffentlichkeit gestattet werden wird, da die Publicität auch in der Politik doch nicht mehr zu umgehen ist.

V.

Aus München.

Vormwärts und Rückwärts in Bayern. — Die Politik und das Kinderspital.

Der freie Gedanke und das freie Wort liegen freilich, trotz unserer sogenannten Pressfreiheit, noch in argen Fesseln; jeder Artikel muß dem Censor vorgelegt werden, denn nur er entscheidet darüber, ob derselbe bloß Landesangelegenheiten enthält und keine Persönlichkeiten berührt. Die Censur besteht nach wie vor, nur sollen jetzt die anstößigen Artikel ganz gestrichen werden, wenn die Redaction nicht ausdrücklich erklärt, daß sie dieselben lieber verstümmeln lasse. Oesterreich, das die Augsburger Allgemeine des Radikalismus zeugt, braucht wahrlich nicht in Angst zu gerathen und die hiesige politische Zeitung zu verbieten, von hier aus wird keine revolutionäre Propaganda gen Wien ziehen und den Fortschritt predigen, — aber das Urtheil der Heidelberger deutschen Zeitung über unser jetziges Ministerium ist doch etwas gar zu streng. Allerdings folgte auf jeden vermeintlichen Fortschritt ein desto stärkerer Rückschritt, aber ist dies nicht in fast allen deutschen Staaten der Fall?! Anderwärts wird nur noch viel mehr ersprochen und eben so wenig gethan. Wir sind mit unsern politischen Studien jetzt bis zur Experimentalphysik gelangt und experimentiren mit verschiedenen Ministern, um die Größe zu finden, welche einer andern das Gleichgewicht hält. Mittlerweile sucht man jede Partei in Ruhe zu halten, indem man ihr einige Brocken hinwirft. Gegenwärtig werden die Liberalen mit Pressfreiheit gesüttert, während die Reaktionspartei sich von dem süßen Duse nährt, daß Lassaulz, Philipp's und Höpfer wieder als Lehrer angestellt werden sollen. Eine Gehaltserhöhung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren an den Universitäten, ist aber der Wunsch aller Parteien und wird deshalb vielleicht am ersten erfüllt. Hauptsächlich geschieht dann von Staats wegen auch etwas für öffentliche Institute, die für die ärmere hiesige Bevölkerung von unberechenbarem Nutzen sind, ich meine die königliche Poliklinik und das erst vor kurzem begründete Kinderspital. Erstere hat im vergangenen Jahre 3620 Kranke behandelt, natürlich unentgeltlich, und hat nur über tausend Gulden jährlich zu verfügen, wovon 600 Fl. als Besoldung des Direktors und 200 Fl. für die Assistenzärzte wegfallen, abgesehen davon, daß der hiesige Magistrat sich nicht schämt, von der Anstalt für jede Leichenöffnung, die dieselbe im Leichenhause vornimmt, sich drei Gulden bezahlen zu lassen.

Man kann nun leicht ausrechnen, wie viel zu Anschaffung von Instrumenten, Leinwand, Binden, Charpie, Schreibmaterialien und Arzneien bleibt, wenn ich sage, daß die nöthigsten Leichenöffnungen wenigstens 100 Fl. jährlich kosten. Was könnte die Anstalt leisten, wenn sie größere Mittel hätte! E. D.

VI.

Aus Leipzig.

Leipziger Theater. — Die Medicäer. — Neue Dorn. — Französische Literaturversuche. — Satyrisches Taschenbuch eines Unberühmten.

Das Theater fährt fort, uns die Novitäten unserer dramatischen Künstler in möglicher Eile vorzuführen. Man muß gestehen, daß bis jetzt der dramatische Eifer das dramatische Talent zu überwiegen scheint. Von dem „Bullenweber“ und dessen ungünstigem Erfolg ist schon gesprochen, ebenso von einigen Stücken minder berühmter Poeten. Neulich ist das Schauspiel eines jungen Dichters, Köberle, die Medicäer, zweimal über die Breter gegangen. Herr Köberle ist bei den Jesuiten erzogen und hat über sie bereits mehrere Werke geschrieben. In diesem Trauerspiele soll nun die ganze Schändlichkeit des Ordens zur Anschauung gebracht werden. Auf diese Weise aber, daß man eine concrete historische Figur zu einer Abstraction macht, wird man weder ein poetisches Kunstwerk zu Stande bringen, noch auch der gerechten Entrüstung gegen eine geschichtliche Erscheinung, die denn doch immer etwas mehr war, als eine Verschwörung zum Verderben des Menschengeschlechts, neue Nahrung geben; im Gegentheil kann es leicht kommen, daß wohlgesinnte Männer allmählig geneigt werden, sich der Jesuiten gegen die Ungerechtigkeit der Widersacher anzunehmen. Es ist, als ob die Jesuiten verdammt sein sollten, gleich dem ewigen Juden Neonen hindurch in schlechten Komödien umzugehen, zur Rache für die Sünden ihrer ersten Erscheinung auf Erden. Das Stück von Köberle sieht mit seinen Charaktermasken wie eine Puppenkomödie aus. Da tritt nun diese magere Figur mit dem schwarzen Rock, dem bleichen Gesicht und dem breiten Hut, wie wir sie vor allen Bilderbuden aushängen sehen, in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor unsere Augen und vor unsere Seele. Dieser Jesuit — der noch nicht einmal Jesuit ist, denn der Orden ist vom Papst noch nicht bestätigt, es spielt vielmehr die Geschichte in der ersten Zeit des neuerwachten religiösen Enthusiasmus — dieser Jesuit begnügt sich nicht damit, zwei Herzöge umzubringen, einen Bruder zum Brudermord, das Volk zum Aufruhr, den Fürsten zur Tyrannei und zum Meineid zu verleiten, Unschuldige anzuschwärzen u. dgl., nein, er publicirt seine Thaten, und preist sie als das Werk seines Ordens und seiner Grundsätze; er führt den General des Herzogs, den er eben vergiftet hat, in einen Garten, zeigt ihm sein Opfer, und rühmt sich deshalb — man sieht nicht recht, warum. Aber dafür kommt er schön an! Ein anderer General hätte den frechen Menschen gepackt, der Obrigkeit überliefert oder vielleicht gleich Rache an ihm genommen, aber dieser begnügt sich damit, das Betragen des Jesuiten für unmoralisch zu erklären, ihm zu versichern, daß er sich aus seinem Fluch nichts mache, und ihm zu prophezeien, nach drei Jahrhunderten werde sein Orden von den Eidgenossen aus Luzern und Freiburg vertrieben werden.

Zwei neue komische Dorn, „Zum Großadmiral“ von Lorping, und „Prinz Eugen der edle Ritter“ von Gustav Schmidt, haben einen größern Beifall hervorgerufen, die zweite in einem höhern Maas als die erste, zum Theil ihrer größern Anspruchs-

losigkeit wegen, denn es ist eigentlich ein mit Verstand und Geschmaek zu einer Operette umgestuhtes Vaudeville, zum Theil aber auch der Ausführung wegen, weil Frau Günther-Bachmann die Hauptrolle spielt, und man nicht befürchten darf, von dem Gesang und der Erscheinung der Frä. Grünberg meuchlings überfallen zu werden. Die Vorhing'sche Oper enthält die alte Vorhing'sche Musik ohne einen Fortschritt, aber gefällig und anmuthig wie seine frühern Stücke. Ein Prinz Heinrich von England, der vornehmlich an den Shakespeare'schen erinnern soll, macht durch sein lüderliches Leben seiner Gemahlin vielen Kummer, bis diese seinen Günstling, einen Grafen Rochester, zu gewinnen weiß. Rochester weiß den Prinzen bei einem Wirthshausabenteuer in eine ernstliche Verlegenheit zu verwickeln, deren er sich schämen muß, und Prinz Heinrich unterläßt von nun an sein Bagabondiren. Dazwischen spielt die Liebe eines Pagen — von Frau Günther-Bachmann sehr gut ausgeführt — zu Frä. Schwarzbach, der Tochter eines pensionirten Schiffcapitains, jezigen Wirths zum Großadmiral. Der letztere wird von Hrn. Behr gegeben, mit der outrirten Komik, den irrationellen Körperbewegungen, dem Tremuliren und den stoßweise sich Luft machenden Gurgeltönen, die wir an diesem Künstler schon gewohnt sind. — Der Inhalt des Prinz Eugen ist die Geschichte von der Dichtung des bekannten Liedes durch den Wachtmeister Jacob Venns; eine Marktenderin hat ihm versprochen, ihn zu heirathen, wenn er damit fertig wird, im ersten Act fängt er mit dem ersten Verse an, im letzten wird er fertig. Dazwischen spielt als Episode die Gefahr, in die Prinz Eugen vor Landau geräth, von den Franzosen aufgehoben zu werden. Ein Schwarzwälder Uhrenhändler hat ihn in diese Gefahr gebracht, er soll dafür gehängt werden, wird aber pardonnirt, weil es sich ergibt, daß er der Bruder des Jacob Venns ist. In dieser Rolle macht sich übrigens Hr. Wiedemann ziemlich gut, sein Organ, das einige recht schöne Töne hat, kommt zur Geltung, während er als Prinz Heinrich allem andern eher ähnlich sieht, als einem Prinzen. —

Neben diesen theatralischen Genüssen stand Leipzig auch ein literarischer bevor. Hr. Anselme Ricard, ein Franzose, hatte Vorlesungen angekündigt über deutsche Literatur im Vergleich mit der Französischen, und zum Nachweis seiner Befähigung ein Register der darin vorkommenden Gegenstände publicirt, in welchem Namen figurirten, die zwar in Leipzig einigermaßen bekannt sind, von denen aber die Literaturgeschichte bis dahin nicht gehört hatte. Obgleich das nun eine Detailkenntniß unserer Schriftsteller voraussetzt, die um so bewundernswürdiger ist, da, wie wir hören, Hr. Ricard seit noch nicht so langer Zeit seine Aufmerksamkeit auf die deutsche Sprache gerichtet hat, so haben sich doch die Abonnenten in so fabelhaft geringer Zahl gefunden, daß Hr. Ricard wenigstens die erste Vorlesung ausgesetzt hat. Wenn uns das einerseits wundert — denn wir glaubten, es werde so mancher hineingehn, wenn auch aus keinem andern Grunde, als seine Kenntniß der französischen Sprache durch ein argumentum ad hominem an den Tag zu legen, so möchten wir doch wohl fragen, was ein deutscher Schriftsteller, der nach Paris käme, um die Franzosen über ihre eigne Literatur zu belehren, für einen Erfolg zu erwarten hätte? Es ist sehr anerkennenswerth, daß die Franzosen anfangen, sich mit der deutschen Literatur einigermaßen vertraut zu machen, aber sie sollten doch zunächst ihre eignen Landsleute darin unterrichten, und einige Zeit warten, ehe sie daran denken, durch ihre neuermorbene Kenntniß auch Deutschland zu fördern. Es ist noch nicht so lange her, daß Hr. Graf Euzor mit einem ähnlichen Versuch unsere Stadt und die Metropole der deutschen Philosophie an der Spree beglückte; doch in den sandigen Promenaden des Thiergartens, bei der ufermächtigen Aristokratie hatte

er größern Erfolg, als in unserer demokratischen Handelsstadt, und er durfte zu König Friedrich Wilhelm IV. sagen: Sire, es erneuert sich heute in Sansouci ein Auftritt, der vor hundert Jahren ebenthier gespielt; damals stellte sich Voltaire Friedrich dem Großen vor; heute spricht Graf Suzor zu Friedrich Wilhelm IV. Nur glaube ich doch, daß man dem bürgerlichen Hrn. Ricard eine ähnliche Sprache auch in Potsdam nicht gestatten würde.

Eine gewisse Neugier erregt ein dieser Tage hier erschienenenes Almanach, der den mysteriösen Titel *X. D. Z.* führt. Es nennt sich ein satyrisch-literarisches Taschenbuch für das Jahr 1848. Wir bemerken deshalb sein Erscheinen besonders, weil dieses Büchlein so ziemlich der erste Versuch in Deutschland ist, naheliegende Verhältnisse und Interessen der Satyre zu unterwerfen und ausschließlich in einem Buche zu geißeln. Unsere Kalender haben es nur meist auf den Spas, aufs Komische abgesehen und die Satyre spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle. Auch die Zeitschriften, welche satyrisch sein wollten, fanden bisher wenig Mitarbeiter und wenig Anklang, ausgenommen wenn sie illustriert waren. Natürlich ist *X. D. Z.* auch illustriert, mitunter ganz glücklich. Den rechten Griff in der Satyre hat aber *X. D. Z.* doch noch nicht gethan, denn es befaßt sich durchaus nur mit der Literatur und zwar bloß mit den Dichtern, also mit Verhältnissen, die zumeist nur wieder den Literaten oder den Literaturfreund interessieren und verständlich sein können. Mit den belletristischen Taschenbüchern hat *X. D. Z.* nichts gemein. Es hulldigt weder den Frauen, noch gehört es zu den Uraniden und mit dem Vergißmeinnicht hat es nur die Verwandtschaft, daß es ebenfalls auf lockerem Boden gewachsen zu sein scheint. Als Hauptartikel steht gleich zu Anfang eine deutsche Literaturgeschichte von Gambrinus, die mit dem jungen Deutschland beginnt und mit den Journalisten aufhört. Liegt dieser Eintheilung auch ein satyrisches Motiv zu Grunde? Die Angriffe auf das junge Deutschland, an welchen schon Mancher seine ersten Spuren zu verdienen suchte, sind nicht mehr interessant genug, denn sie behandeln eine fast vergessene Periode. Der Verfasser fühlte dies wohl und um etwas zu haben, was in unsere Zeit hineinreicht, hielt er sich oft bloß an Persönlichkeiten, und man muß gestehen, daß er dort, wo er nicht witzig sein konnte oder wollte — und es gibt einige solche Stellen — sehr grob war. Manchen Lesern mag dies ein eigenthümlicher Reiz sein, aber wir müssen gestehn, daß wir in diesem Kapitel zu häufig Feinheit und Takt vermissen, welche Eigenschaften diesen Vorläufer der satyrischen Taschenbücher gewiß sehr empfehlen würden. Gambrinus ist eben so ungalant gegen die deutschen Schriftstellerinnen, als boshaft gegen die jüngsten österreichischen Poeten. Wahrhaft vortrefflich sind dagegen die modernen Dichtungen (mit Ausnahme des Gedichts von L. Bräuer und der deutschen Marseillaise) die parodierte Manier Karl Beck's, Alfred Meißner's, Moriz Hartmanns &c. ist mit einem Humor und in so schönen Versen durchgeführt, wie wir Aehnliches kaum kennen. Die Memoiren- und Tagebuchliteratur werden mit Glück behandelt und die witzige Verspottung der Dorfgeschichtler und Kunstrecensenten, ist allertieft. Gabriel Neofa von Karl Trugkopf tritt in entschiedene Opposition gegen alle Verehrer der Guklow'schen Muse — ist jedoch keineswegs so gelungen, wie die frühere Piece. Der Beisatz „für das Jahr 1848“, den das Taschenbuch trägt, scheint eine weitere Folge anzudeuten.

W—I.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.